



Near Rhodes. Eastern Cape.

Rückkehr der Retter

Milliardären und Wissenschaftlern will die Armut abschaffen. Warum soll es diesmal gelingen? VON THOMAS FISCHERMAN

2004 begann Patrick Sauri. Er fuhr an Blechdächern vorbei, puren im aufgeweichten, und hinter seinem Kinder her. Besuch im ohner-Dorf in Kenia. d keinen Arzt, viele zweite Bewohner litt mit den Leuten von Dorfversammlung ein. dem kräftigen Mann Gelehrtenbrille auf

chichte Mutuo eine nen, seinen Auftrag- zent gefallen«, stand ge Erfolgsbericht aus t. Imprägnierte Mos- schlafplätze. Die Kin- le. Die Erwachsenen Rekordernte einge- sich 10 000 Maissä- über dieser Wandel,

wirt und Ökologe, Sauri damals, warum

gentlich mit Prominenten wie Angelina Jolie und Bono für mehr Armenhilfe. »Wir können aufhören, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen«, sagt Sachs. »Unsere Instrumente zur Armutsbekämpfung sind leistungsfähiger denn je.«

So ähnlich denkt sich das auch der reichste Mann der Welt. Bill Gates und seine Frau Melinda wollen drei Milliarden Dollar jährlich ausgeben und damit überwiegend Krankheiten in armen Ländern bekämpfen: Malaria und Tuberkulose, Aids und Kinderlähmung. Ihre Bill & Melinda Gates Foundation legt Impfprogramme auf und lässt professionell wie ein Pharmakonzern neue Arzneimittel erfinden. Auch den UN-Vizechef Mark Malloch-Brown kann man zu dieser Gesellschaft von Optimisten zählen: Er leitete lange Zeit das Entwicklungsprojekt der Vereinten Nationen (UNDP), will technische Errungenschaften zu den Armen bringen und das am liebsten mit Partnern aus der Unternehmenswelt tun.

Dann ist da jene Gruppe amerikanischer, asiatischer und afrikanischer Forscher, die Mitte der neunziger Jahre eine erfolgreiche Reissorte namens Nerica für Afrika entwickelte. World Agroforestry Centre nennt sich der Forscherverband, der in aller Welt mit High-Tech-Methoden ermittelt hat, wie man auf kargen Böden erfolgreich Landbau treiben kann. Ein Machertyp auch der frisch mit dem Frie-

Afrikas und Lateinamerikas umsetzen wollen und die für Öl- und Handelsverträge im Gegenzug handfeste Dinge liefern: Dämme, Straßen, Eisenbahnen. »Die Chinesen bauen all diese Dinge und fackeln nicht lange«, erzählt Michael P. Moore vom Institute of Development Studies im englischen Sussex. »Vielleicht ist dieser Ansatz Afrikas große Hoffnung.«

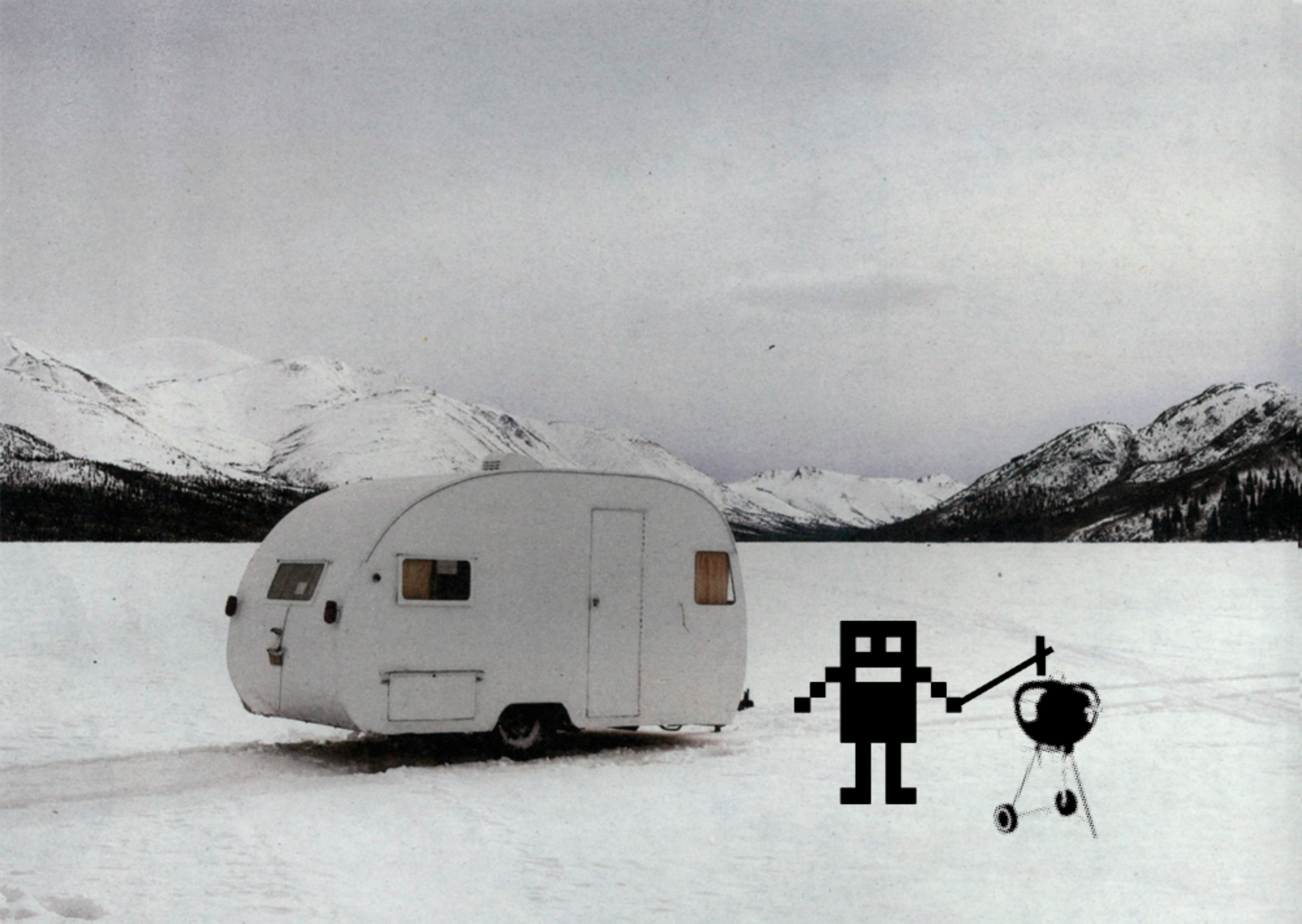
Jeffrey Sachs, der Anführer dieser neuen Denkrichtung, legt auf eine Sache besonders viel wert: Bei aller Begeisterung für einzelne Technologien solle stets ein ganzes »Paket von Interventionen« geschnürt werden. Nur zusammen könnten sie ihre Wirkung entfalten: die Mückennetze, das bessere Saatgut, der neue Arzt, der Computer, die Eisenbahn, das Trainingsprogramm. So führt er es in seinen 79 Modelldörfern in zwölf afrikanischen Hungerzonen vor, von denen Sauri eines ist. Wenn die Armen erst »ihren Fuß auf die unterste Sprosse der Entwicklungsleiter gesetzt haben«, hofft Sachs, »sind sie im Allgemeinen in der Lage, auch die nächsten Sprossen zu erklimmen.«

»Was für ein Technokrat!«, schimpft Dirk Messner, als die Rede auf Jeffrey Sachs kommt. »Ein Revival der sechziger Jahre! Der glaubt doch: Wenn man genug Geld in die Hand nimmt, kann man alle Probleme dieser Welt lösen!« Dirk Messner denkt nicht nur Schlechtes über seinen Professorenkollegen Sachs

ein und aus gingen. Heute tensilos übrig, wie das nahe wirtschaftliche Zusammen (BMZ). Messners Experten Szene der Entwicklungshelfer als »Denkfabrik« zu. In ihre manchen Weltverbesserer s

Große Absichtserklärung ziele sind schließlich immer »große Schübe« in der Entw immer wieder gefordert. S Harry S. Truman wollte 194 gramm, um unterentwickel zu bringen«. »Zum ersten wisse man, wie diese Hilfe an off, ein Durchstarten der Welt, sei zu erwarten, schrie tow 1960 in seinem einflu Phasen der wirtschaftlichen

In diesem Geiste wurde tische Straßen-, Staudamm in ferne Länder gestellt und delldörfer entstanden und der Spender wieder ein. In man auf das Gegenteil von wicklungsländern eine ras Staatsbetrieben, eine Aus-





12
11 10 9 8 7 6 5 4 3 2 1



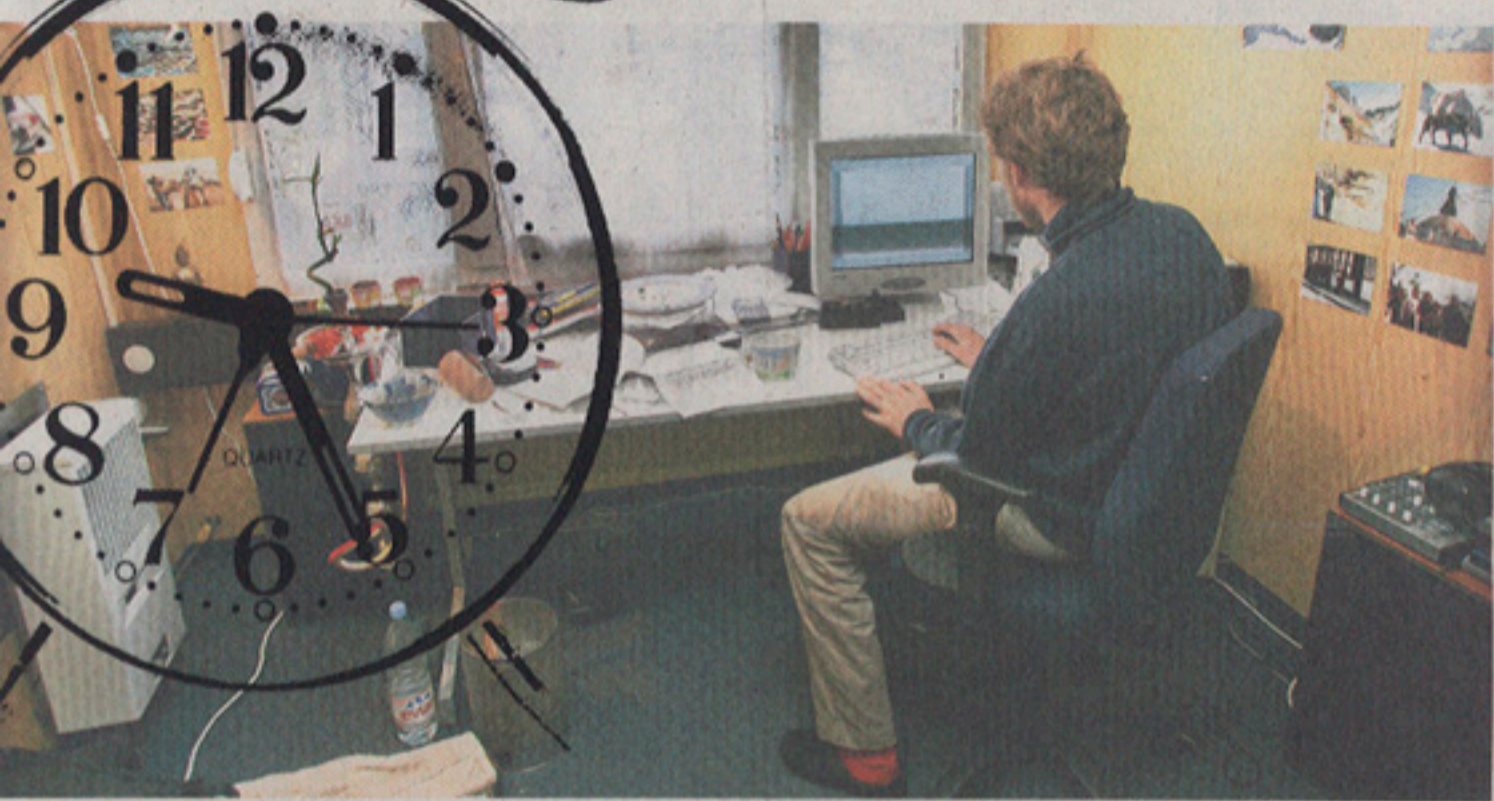


Stellelefant

DER STELLENMARKT FÜR DIE NORDWESTSCHWE

Kopieren geht über studieren

Maner... in Studier... ihre Arbeiten aus dem Internet ab



Viele Stud... betrachte... Kopiers... Kavaliere... die Inhalt... Internets... Allgemei...
Foto Keys

Eine Semesterarbeit schreiben geht heute schneller denn je. Man gibt in einem Internetsuchprogramm die wichtigsten Begriffe ein, und schon erscheinen Zehntausende Seiten zum Thema. Nun braucht man nur noch die wesentlichen Aufsätze zu kopieren und sie zu einer neuen Arbeit zusammensetzen. Fertig ist das Werk.

Von Kurt Künzle*

Dieses «Copy & Paste»-Verfahren verstösst zwar gegen die wissenschaftliche Redlichkeit und ist eine strafrechtlich relevante Urheberrechtsverletzung. Aber das kümmert viele Studierende nicht. Immer mehr tun es. «Ja, die Fälle nehmen zu», bestätigt Gian Martin, Rechtsanwalt und Sekretär des Disziplinarausschusses der Universität Zürich. Der Ausschuss hatte diesen Frühsommer vier Fälle zu behandeln. So viele wie noch nie.

Was ans Licht kommt, ist nur die Spitze des Eisbergs. Wie viele Studierende ihre Arbeiten nicht selber schreiben, bleibt im Dunkeln. Untersuchungen gibt es hierzulande keine. Im Gegensatz zu Deutschland oder Österreich. An der Universität Salzburg kam im letzten Juni bei einer Stichprobe heraus, dass elf von 13

Arbeiten nicht lupenrein waren. In Leipzig befragte der Journalistik-Student Sebastian Sattler im Rahmen seiner Abschlussarbeit seine Mitstudenten, ob sie Texte kopieren würden. 90 Prozent sagten ja.

Ökonomen legen vorne

Diese Erhebungen sind zwar nicht repräsentativ – solche gibt es im deutschen Sprachraum keine –, aber sie zeigen, dass das Problem flächendeckend ist. Studenten aller Fakultäten und Abteilungen plagieren. Auch bei uns. Ob Frauen oder Männer die grösseren Schummler sind, bleibt offen. Hardy Notter, Rechtsanwalt und seit 26 Jahren Präsident der Disziplinarkommission der Universität St. Gallen (HSG), schätzt, dass «die Männer eindeutig überwiegen, im Verhältnis von mindestens 2:1». In Zürich ist es umgekehrt. Martin: «Innerhalb des letzten Jahres hatte der Disziplinarausschuss deutlich mehr Verfahren, die Frauen betrafen als Männer.»

Im Gegensatz zu Europa wird das Problem in den USA schon seit Jahren genauestens untersucht. Einer der führenden Forscher ist Donald McCabe, Professor für Organisationsmanagement an der Rutgers Universität in New Jersey. In den vergangenen 15 Jahren hat er über 100'000 Studierende an mehr als 150 Colleges und Universitäten in den USA und in Kanada befragt. In seiner neusten Untersuchung gaben 56 Prozent der MBA-Studenten zu, bei Prüfungen einen Spickzettel zu gebrauchen oder Aufsätze aus dem Netz zu laden. Damit sind die Betriebsökonomien die grössten Mogler. Bei den Sozial- und Humanwissenschaftlern waren es 39 Prozent. Vielleicht sind die

Die Schweizer Unis regeln und sanktionieren das Problem in ähnlicher Weise. Pionierhaft war die Universität St. Gallen. Sie hat als eine der ersten im Dezember 2004 ein Merkblatt eingeführt, worin die Studierenden vor den Folgen des Plagiierens gewarnt werden. Den Übeltätern droht der Ausschluss von sämtlichen Lehrveranstaltungen und Prüfungen für mehrere Semester, in schweren Fällen maximal bis zu drei Jahren inklusive Geldstrafe. «In ganz schwerwiegenden Fällen, also beispielsweise bei einem Disziplinarplagiat, ist vor Jahren auch schon der Ausschluss von der Uni ausgesprochen worden», sagt Notter.

Keine Meldepflicht in Basel

In Basel ist die Plagiatsproblematik in der Studienordnung geregelt. Die Handhabung liegt in den einzelnen Fakultäten. «Sünder» sollen wie an den andern Unis für ein oder mehrere Semester exmatrikuliert werden. Wie viele Fälle insgesamt in Basel behandelt wurden oder werden, lässt sich nicht beziffern. «Es besteht keine Meldepflicht gegenüber dem Rektorat», sagt Hans Syfrig, Leiter Öffentlichkeitsarbeit. Ein für die Sache typischer Fall wurde vor einiger Zeit bekannt: Einem Studenten im Europainstitut wurde das Diplom aberkannt. Er flog auf, weil ein Wissenschaftler bei Recherchen auf grosse Teile seiner eigenen Arbeit stiess.

Die Schweizer gehen mit ihren fehlbaren Studierenden im Vergleich zu den USA geradezu behutsam um. Dort fackelt man nicht lange. «Bei uns fliegen Abschreiber beim Erstversuch summarisch von der Universität. Kein Wenn und Aber», schrieb etwa Michael Franz von der University of California. Irving, schon

Es gibt Dutzende solcher Plagiaten. Über deren Nutzen ist die Fachwelt uneinig. Debora Weber-Schäperclaus ist skeptisch. «Man kann kein soziales Problem mit Software lösen», sagt sie. Was Übung seien Plagiate auch aufzuspüren. Die wichtigsten Indizien, dass etwas nicht stimmt, sind: Plagiate tauchen plötzlich auf, die Rechtschreibung ist falsch, und Formatierungswechsel sind häufig.

Viele Studierende betrachten Plagiate als Kavaliersdelikt. Als die Generation Google sind für sie die Regeln des Internets Allgemeingut. Sie haben sich das Bewusstsein für ihre Autorschaft. Daher ist es «notwendig, auf breiter Ebene zu sensibilisieren und ein Unrechtsbewusstsein zu schaffen», sagt Martin. Das heisst, den Studierenden die Spielregeln wissenschaftlichen Arbeitens, unter anderem das richtige Zitieren, zu vermitteln. Hier sind die Dozenten und Assistenten gefordert.

Auch Ghostwriting ist Plagiat

Für Studierende, die ihre Arbeiten mit Googlen verschwinden lassen, gibt es eine elegantere Lösung. Man kann sich seine Semester- oder Diplomarbeiten aus speziellen Websites wie gutenberg.com oder Fundus.org holen. Das ist noch weniger plump vorgehen und etwas mehr Taschengeld. Die Lösung hat, lässt sich seine Arbeiten professionellen Schreibern machen. beiten24.com oder Acad-writern stellen nicht nur wissenschaftliche Arbeiten, sondern auch Präsentationen, Thesen und statistische Analysen zur Verfügung. Sie sind in den sozialwissenschaftlichen Bereichen beliebt. Die meisten



* Kurt Künzle ist Mitarbeiter der Zeitschrift «der arbeitsmarkt».

enhaus

Beitrag von FRITZ VORHOLZ

en. Grüner
warze Sub-
en bei ihrem
dioxid absor-
Waffe gegen
rungen von
ienationen,
Anreizen die
Biotkraftstoff
steller Pflanz
och teure
dafür

800 Millionen, sechs Millionen Kinder unter fünf Jahren sterben jährlich an den Folgen von Unterernährung. Könnte die wachsende Nachfrage nach Biosprit diesen Schaden größer machen? Die Getreidemenge für die Herstellung eines Mittelklassewagens reicht für einen amerikanischen Mann, wie der Brown, Präsident der Energy Policy Group in Washington, prognostiziert. In nahe Zukunft werden die Getreidemengen für einen Menschen und Getreide. Die Weltbevölkerung wird auf zwei Milliarden ansteigen. Die Energieerzeugung muss sich verdoppeln, wenn möglich.

Steigende Lebensmittelpreise lindern die Not vieler Dritte-Welt-Länder

Selbst ein Teil der Erde, aber solche...
stritten. Weltweit sind und Pal...
sind, was...
britische...
Unilever...
während...
Preissteigerungen für Ge...
um bis zu...
den vor...
teurer geworden, nicht...
nachfrage amerikanischer Ethanolproduzenten,
Chicagos...
tätige Brau...
ökonom...
spricht...
bis in de...

Winkel...
schaft und...
sende Mais...
produzenten...
US-Maisexporte...
in vielen Ländern...
mittel dienen, würden...
entscheidet über die Wirtschaft...
und damit über den Preis des...

Zerplatz da wieder eine Hon...
bedingt. Höhere Preise für Lebensm...
Bauern, auch denen in der Dritten We...
Arme von der Landwirtschaft leben, lindern...
gende Preise sogar ihre Not, sagt IFPRI-Chef...
Braun. Nachteile müssten allerdings die hinnehm...
die keine Überschüsse verkaufen könnten – es sei...
denn, die landwirtschaftliche Produktivität stiege...
drastisch an. Dies, und nur dies, könnte dafür sor...
gen, dass die nutzbare Landfläche der Erde ausreicht,
um für beides zu sorgen: für Nahrung und Sprit.

Heute werden weltweit fünf Milliarden Hektar als Acker oder Weide genutzt, oft nur mit einfachsten Mitteln bewirtschaftet. Mehr Bewässerung und besseres Saatgut, womöglich auch gentechnisch manipuliertes, mehr Dünger, mehr Pflanzenschutzmittel und mehr Maschinen könnten den Flächenbedarf für die Nahrungsproduktion deutlich sinken lassen. Laut Copernicus-Institut ließe sich die im Jahr 2050 benötigte Kalorienmenge so auf nur noch einem Drittel der heutigen Fläche erzeugen – trotz wachsender Bevölkerung, trotz steigendem Pro-Kopf-Verbrauch und ohne den Schutz der Wälder und die biologische Vielfalt zu beeinträchtigen. Rund zwei Drittel des fruchtbaren Bodens stünden dann der Spritproduktion zur Verfügung. Genug, um die Energienachfrage zu decken.

Theoretisch. Denn aller Erfahrung nach wird der notwendige Produktivitätsschub sozial- und umweltverträglich nur dann erfolgen, wenn Politiker den richtigen Rahmen errichten. Wenn sie tatsächlich dafür sorgen, dass Nahrung Vorrang vor Sprit hat, Urwälder geschützt und Kleinbauern nicht durch Agrarkonzerne verdrängt werden.

Sollte das gelingen, könnten die Afrikaner hof-

ANZEIGE

den
Deutsche Energie

Hübsches Haus.





BT DIE ZEIT?

r zu
druck

Langsamkeit

S. 13



Illustration: Alfons Maria Mucha (1860-1939)

ne Schutz

Amerika besitzt die Macht – hat aber das Vertrauen verspielt **VON JOSEF JOFFE**

keine Präzisionswaffen, per Handy gezündete Straßenbomben reichen aus, um den Besatzer mit »asymmetrischer Kriegsführung« zu zermürben.

Anders als Rom fehlt der »imperialen Republik« Amerika das imperiale Temperament, die jahrzehntelange Geduld und Opferbereitschaft, um sich fern vom eigenen Land durchzusetzen – siehe auch Somalia und Vietnam; davor erging es Frankreich in Indochina und Algerien ähnlich. Und deshalb kann jetzt jeder orientalische Despot höhnisch auf den Irak und Gaza zeigen: »Wollt ihr immer noch freie Wahlen?« Sollen wir sie weiterhin hofieren?

So einfach ist es nicht. Von den 19 Terroristen des 11. September stammten 15 aus Saudi-Arabien, einer frommen Kleptokratie, die außer Öl nur Millionen junge Männer ohne Jobs und Zukunft produziert. Das sind die wahren Wurzeln des Terrors, aber die Sache ist nicht hoffnungslos, wie die Türkei und Malaysia beweisen: islamische Länder mit florierender Wirtschaft und funktionierender Demokratie. Das zeigen auch die bei-

das viel effektiver mit Öl und Gas als einst mit Panzern und Raketen. China? Das ist eine weiche revisionistische Macht, die nach Vorteil, aber nicht nach Verantwortung greift; die Konfrontation mit Amerika zögert sie hinaus, um dem Schicksal Deutschlands und Japans im 20. Jahrhundert zu entgehen. Sonst noch jemand, die UN vielleicht? Sie sind Bühne, nicht Akteure.

Bleibt also die »letzte verbliebene Supermacht«, die 50 Jahre lang das »Bleigewicht am Stehaufmännchen« der liberalen Weltordnung war, um ein Wort Bismarcks über Deutschlands Rolle in Europa aufzugreifen. Lange hat Amerika regionale Sicherheit produziert und als Stütze des Freihandels und der Währungsstabilität fungiert. Mit derlei Verantwortungspolitik brilliert Amerika in der Ära Bush nicht mehr. Von den Ketten der Bipolarität befreit, hat es wie ein entfesselter Riese agiert. Es hat die internationalen Institutionen missachtet, die es einst begründet hat, das Gemeinschaftliche in der globalen Wirtschafts- und Finanzpolitik einem schändlichen Bi- is Unill-

Gutes altes

WM-Rausch und Jahrhundertso
wirklich die Kunst zu leben entd

N eulich, beim Verladen des Weißnachtsbaums, kehrte die Erinnerung zurück an einen großen Sommer, vielleicht den entspanntesten der ganzen deutschen Nachkriegsgeschichte. Zwischen Deutschlandfährchen fürs Autofenster, das Produkt des Jahres 2006, leuchteten leicht angegammelt hinter dem Sack fürs Herbstlaub hervor. Ist es das, was vom Rausch der Weltmeisterschaft und einem Jahrhundertssommer übrig geblieben ist: Partyotium auf Halbmaß, verwelkte Begeisterung? Die Vorstellung jedenfalls, die Fährchen noch einmal festzuklemmen, scheint ziemlich absurd. Aber wäre nicht auch für verrückt erklärt worden, wer Anfang des Jahres für ein Start-up-Unternehmen mit der Produktidee Deutschlandfahne einen Kleinkredit beantragt hätte?

Nicht nur in dieser Zeitung lautete die Bilanz der Weltmeisterschaft: Das Land ist ein anderes geworden. Bereit zu we-





haben Sie nicht erreicht?
 e Trägheit des deutschen
 terschätzt. Die Habilita-
 taftsinstrument altgedien-
 Nachwuchs, gibt es immer
 Forschung herrschen in
 beklagenswerte Rahmen-
 under, dass sie dennoch so
 haben wir alle paar Jahre
 rific veröffentlicht, doch

ründe?
 ediziner ist Forschung eine
 man in der Nacht oder am
 ichtzeitig zählt für den Ruf
 r Impact-Faktor, also Zahl

und Einfluss der veröffentlichten Forschungsarbei-
 ten. Früher mag dieser Spagat gelungen sein. Die
 Anforderungen moderner klinischer Forschung ver-
 langen aber eindeutig neue Strukturen, wenn wir
 denn international mithalten wollen.

ZEIT: Ist das Ihre größte Sorge?

Winnacker: Ja, denn dieses Problem geht über die
 klinische Forschung hinaus. Wir sind trotz einiger
 Verbesserungen nicht fit für den Nachwuchs. Die
 jungen Leute sind das Rückgrat der Forschung. Die
 DFG hat ihre Nachwuchsförderung in den vergan-
 genen Jahren ständig weiterentwickelt und neue
 Freiräume für den Nachwuchs geschaffen. Doch
 unsere Möglichkeiten sind begrenzt. Irgendwann
 müssen die Universitäten beziehungsweise die Fa-
 kultäten übernehmen. Doch hier hakt es. Viel zu

zaghaft haben die Hochschulen zum Beispiel die
 Chance der Juniorprofessur ergriffen. Und wo sie
 eingeführt wurde, belasten die Universitäten die
 jungen Leute mit einem Übermaß an Lehre.

ZEIT: Wie wird sich der European Research
 Council von der DFG unterscheiden?

Winnacker: Das politische Umfeld ist natürlich
 ein völlig anderes. Die Forschungsförderung des
 ERC jedoch wird dem Grundprinzip der DFG
 ähneln: Nicht Politiker oder Bürokraten, sondern
 Wissenschaftler entscheiden über die Forschungs-
 vorhaben von Wissenschaftlern. Im Januar wer-
 den wir die erste Ausschreibung starten.

ZEIT: Werden sich die besten Deutschen dann
 beim ERC und nicht bei der DFG bewerben?

Winnacker: Das ist die interessanteste Frage: Wie
 ist das Verhältnis des ERC zu den nationalen
 Institutionen? Zahlenmäßig ist der ERC für die
 nationalen Förderorganisationen keine Konkur-
 renz. Er verteilt pro Jahr eine Milliarde Euro, alle
 anderen zusammen vergeben circa 20 Milliarden.
 Die Herausforderung für den ERC wird deshalb
 sein, das zu tun, was die anderen nicht können.

ZEIT: Was wäre das?

Winnacker: Auf europäischer Ebene ist die Nach-
 wuchsförderung noch viel mehr ein Stiefkind des
 Systems als in Deutschland. Bei uns gibt es im-
 merhin einiges wie die Emmy Noether-Pro-
 gramme oder Max-Planck-Nachwuchsgruppen.
 Auch die Royal Society in Großbritannien för-
 dert junge Forscher. Aber schauen Sie nach Ita-
 lien, Frankreich, Griechenland oder Spanien. Da
 gibt es so gut wie nichts. Deshalb ist das Euro-
 pean Molecular Biology Laboratory in Heidel-
 berg eine quasi italienische Institution. Die guten
 jungen italienischen Molekularbiologen gehen
 dorthin, denn in Italien haben sie weniger Chan-
 cen auf Förderung. In Polen will man jetzt pro
 Jahr mit zwei Nachwuchsgruppen beginnen. Das
 ist alles sehr bescheiden.

ZEIT: Ist das die größte europäische Schwäche?

Winnacker: Ja, bei der Nachwuchsförderung,
 dem wichtigsten Schlüssel guter Wissenschafts-
 politik, sind uns die Amerikaner weit voraus. Es
 gelingt uns nicht, Forscherkarrieren so zu gestal-
 ten, dass sie für den Nachwuchs interessant sind.
 Eine andere Schwäche ist die fehlende Unter-
 scheidbarkeit der Hochschulen in Europa. In den
 USA haben wir, grob geschätzt, 4000 Universi-
 täten, von denen nur 100 richtige große For-

Gründung. Dass er je-

stimmt noch nicht al-

ZEIT: Was hat denn r-

zum Durchbruch gef-

Winnacker: Die wach-

der EU-Kommission

rung hat in der V-

einer dramatisch über-

mittelt. Hinzu kommt

einen Alibipartner au-

land dabei haben mu-

porz sorgt bei den For-

nehmen für Unmut. I-

Grundlagenforschung

ZEIT: Was macht der

Winnacker: Wir sind

unsere Mittel nicht r-

liche Exzellenz ist da-

wir gut arbeiten, so di-

wird unser Beispiel au-

derung der EU abstr-

im Scientific Council

sind, also weniger,

Dieses Signal gegen d-

Symbolkraft, wobei

v gutes

HAWKING

Eine kurze
 hte der Zeit

